

## PROLOG

*Kloster Dungkar Tashi Lhundrub, Tschumbi-Tal, Südtibet*  
8. März 1951

Auf der Schwelle des Klostereingangs, am oberen Teil der steilen Treppe, stand ein junger Mann, kaum mehr als sechzehn Jahre alt. Er trug die einfache, weinrote Robe des tibetischen Mönches. An der spitz zulaufenden gelben Gelehrtenmütze auf seinem Kopf, aber auch an dem zahlreichen Gefolge, das ihn umstand, konnte man gleichwohl seine hohe Stellung erkennen. Ruhig, fast versonnen blickte er einem kleinen Zug dunkelhäutiger Männer entgegen, die sich zu den Klängen eines tibetischen Mönchsorchesters langsam und feierlich den Stufen näherten.

Mit allen Zeichen der Ehrfurcht erklimm der Erste von ihnen die Treppe. Erst jetzt war zu sehen, dass der Gegenstand, den er in den Händen trug und nun mit einer Verbeugung seinem Gastgeber überreichte, eine goldene Pyramide war, – nein, keine Pyramide: ein Stupa, den die Tibeter „Tschörten“ nennen, ein kostbarer Reliquienschrein mit rundem Fundament, halbkugelförmigem Körper und quadratischer Reliquienkammer, mit bunten Steinen geschmückt. Ernst und würdevoll nahm der junge Mönch das goldene Gefäß entgegen. Er erhob es einige Augenblicke, damit die versammelten Gläubigen es sehen konnten.

Ehrfürchtiges Schweigen breitete sich aus. Nur ein lautes Klicken durchbrach die Stille. Es kam von einem blonden jungen Mann mit tief gebräunter Haut, der sich mit einer Kamera bemühte, diesen historischen Augenblick festzuhalten.

Der goldene Stupa enthielt das Wertvollste, das die materielle Welt einem gläubigen Buddhisten zu bieten hatte: eine echte Reliquie des Religionsstifters Buddha Shakya-muni, zweitausendfünfhundert Jahre alt. Eine Abordnung

buddhistischer Mönche aus Indien hatte sie dem tibetischen Oberhaupt in der Zeit seiner größten Bedrängnis überreicht. Denn die Chinesen waren ins Land eingedrungen und bereits dabei, die alte Ordnung Tibets zu zerstören.

Langsam drehte der junge Herrscher sich um und verschwand, gefolgt von den Würdenträgern, mit seiner kostbaren Last im Innern des Klosters.

Im selben Monat noch reiste der blonde Fotograf ab. Nach sieben Jahren verließ er mit Sorgen im Herzen das Land seines jungen Freundes. Im Gepäck trug er die letzten Fotos, die den Dalai Lama als Herrn eines freien Tibet zeigten.

## Kapitel 1

*Bodh Gaya, Indien*

*3. Februar 2007*

Langsam begann der große, baumbewachsene Platz hinter dem alten Tempel, sich zu füllen. Nora Brombach, eine junge Deutsche Anfang dreißig, umrundete zögernd die Außenmauer des heiligen Hains, blieb einen Augenblick lang an der linken Seite des Platzes stehen und warf einen Blick auf die Menge. Der Thron, der im Schatten unter dem Bodhi-Baum errichtet worden war, in unmittelbarer Nähe des Platzes, wo vor fast zweieinhalb Jahrtausenden der Buddha Gautama Shakyamuni seine Erleuchtungserfahrung gemacht hatte, war eng umringt von wartenden Menschen. Auf dem Rasen zwischen den Baumstämmen, auf den Umrandungen kleiner steinerner Monumente, auf Treppenstufen und Mauern saßen Tibeter in erwartungsvoller Freude: Frauen in bodenlangen Kleidern und mit den quer gestreiften Schürzen verheirateter Tibeterinnen, die Haare in langen schwarzen Zöpfen, die herabhingen oder mit bunten Stoffbändern durchzogen um den Kopf gewickelt waren. Männer in halblangen Obergewändern, die sich über den Hüften locker um den Oberkörper bauschten. Und viele Kinder, die umherliefen oder mit großen Augen bei ihren Eltern hockten.

Weiter rechts war eine junge blonde Europäerin unter einem Baum damit beschäftigt, tibetische „Niederwerfungen“ zu vollziehen. Stehend berührte sie mit gefalteten Händen Stirn, Kehle und Brust, ging dann in die Knie und streckte sich, die Hände in Holzschonern nach vorne schiebend, auf dem Boden aus, um sich gleich darauf zu erheben und dieselbe Prozedur zu wiederholen. Diese im tibetischen Buddhismus gebräuchliche Frömmigkeitsbezeugung konn-

te man hier überall beobachten: Mönche und Nonnen vollzogen sie ebenso wie Laien aller Altersstufen. Sie wandten sich dabei in Richtung des Tempels und des heiligen Bodhi-Baumes an seiner Rückwand.

Vor sich sah Nora eine Gruppe von fünf jüngeren Leuten, alle wohl zwischen Ende zwanzig und Ende dreißig, die es sich auf zusammengelegten Decken und farbig bezogenen Kissen bequem gemacht hatten. In lebhaftes Gespräche vertieft, lehnten sie mit dem Rücken an den Podesten einiger kleinerer Monumente. Vier waren blond oder braunhaarig, der fünfte hatte blauschwarze Haare; er war wohl ein Südeuropäer oder Inder. Hinter ihnen gab es noch Platz zum Sitzen im Schatten eines alten Baumes. Nora beschloss, sich später dort niederzulassen. Zunächst aber beendete sie ihre Besichtigungsrunde um den Tempel.

Sie folgte der Umfassungsmauer des Tempelbezirks im Uhrzeigersinn bis zum Eingang auf der anderen Seite. Als sie sich dort nach rechts wandte, um die Stufen zum Tempelgang hinabzusteigen, wurde sie unerwartet festgehalten, und ein indischer Polizist in khakifarbener Uniform erhob abwehrend die Hand: „Stopp! Hier ist gesperrt!“

Bevor sie nach dem Grund fragen konnte, sah sie von rechts zwei Männer in weinroten Mönchsroben auf sich zukommen, von denen der jüngere einen gelben Sonnenschirm über seinen Ordensbruder hielt. – Und da war er, auf den alle Welt wartete und für den der Tempelgang abgesperrt worden war: Schnellen Schrittes, mit einem gelben Übergewand über seiner dunklen Mönchsrobe, kam der Dalai Lama heran, lächelte freundlich zu Nora herüber und bog wenige Meter vor ihr mit seinem Schirmträger zu den mit einem roten Teppich belegten Stufen ab, die zum Tempelvorplatz hinabführten. Am Fuß der Treppenstufen verharrte

er einen Augenblick, und dann konnte man sehen, dass es auch für ihn, den meistverehrten Religionsführer der Welt, einen Ort gab, an dem er sich vor einem Höheren verbeugte: Drei Niederwerfungen vollzog er vor dem Heiligtum seines Religionsstifters, bevor er das Tempelinnere betrat.

Währenddessen beeilte sich Nora, den Tempel weiter außen zu umrunden und ihren Platz in der Nähe des Bodhi-Baumes einzunehmen.

\* \* \*

Drei Stunden später saß sie, etwas erschöpft von der Sonne und dem konzentrierten Zuhören, im Garten eines kleinen tibetischen Restaurants, nicht weit vom Tempelzugang entfernt. Es war Mittagszeit. Alte Bäume warfen kurze, aber tiefe Schatten auf die klapprigen Tische und Stühle. Ein leiser Wind brachte etwas Erfrischung. Nora war froh, in ihrem locker sitzenden Kleid aus dünner Baumwolle die Hitze gut ertragen zu können.

Vor ihrem inneren Auge zogen die Bilder des Vormittags vorbei: die Rede des Dalai Lama über Geduld und Mitgefühl, die bunte Schar der Zuhörer und Gläubigen, gelassene Freundlichkeit in faltigen tibetischen Gesichtern unter dem Bodhi-Baum, das Spiel von Sonne und Schatten auf den Tempelwänden, die manchmal recht kurz und unzureichend erscheinende Übersetzung ins Englische.

Eigenartig, wie tibetisch dieser heilige Ort mitten in Indien doch wirkte. Von ihrer ersten Indienreise Anfang der Achtzigerjahre, die sie als Achtjährige in Begleitung ihrer Eltern gemacht hatte, war ihr Bodh Gaya als ein eher verwünschter Ort in Erinnerung; nur wenige, meist indische Touristen waren ihnen am Mahabodhi-Tempel begegnet, von denen fast jeder Einzelne ihre Eltern angesprochen und in

dem für die Leute hier so charakteristischen Interesse nach dem Woher und Wohin gefragt hatte. Hatten sie auch Tibeter gesehen? Sie konnte sich nicht daran erinnern. Abends waren sie im Halbdunkel in die Stadt Gaya zurückgekehrt, in einer Tonga, einem Einspanner mit einem mageren Pferdchen, dessen unbeschlagene Hufe leise auf dem Pflaster klapperten. Denn in dem kleinen Flecken Bodh Gaya gab es damals keine für westliche Touristen geeigneten Hotels.

Nun aber war das vereinsamte Heiligtum zu neuem Leben erwacht. Für die fast hunderttausend in Indien ansässigen tibetischen Flüchtlinge war Bodh Gaya zu einem spirituellen Zentrum geworden. Und nicht nur für sie: Sinnsucher aus dem Westen hatten sich unter die Tibeter gemischt, ihre Rituale und ihren Glauben angenommen und am heutigen Tag gemeinsam mit ihnen auf den Dalai Lama gewartet.

Eigens für Westler hatte es sogar eine Simultanübersetzung ins Englische gegeben, die man zur Rechten des Dalai Lama, wo auch die junge Deutsche gesessen hatte, mitverfolgen konnte: „Wenn du keinen Frieden in deinem Herzen gefunden hast“, so hatte sie gehört, „dann nützt dir auch die äußere Bemühung um Frieden nichts. Frieden entsteht immer zuerst in deinem eigenen Geist. Frieden entwickelt sich aus der liebenden Hinwendung deines Herzens zu allen Wesen, auch zu deinen Feinden.“ Die westlichen Zuhörer hatten so eifrig mitgeschrieben, als ob sie Gedanken dieser Art noch nie gehört hätten.

Wie merkwürdig es doch ist, dachte Nora, während sie die Speisekarte zurücklegte, dass die Menschen aus dem Westen einen Dalai Lama brauchen, um Wahrheiten ernst zu nehmen, die ihnen aus dem Christentum doch längst bekannt sein müssten.

Da gab es Bewegung am Eingang des Gartenlokals. Einige junge Leute kamen herein, und sie erkannte die Gruppe, die am Tempel vor ihr gesessen hatte. Als die fünf sich an Noras Nachbartisch niederließen, konnte diese nicht umhin, ihr lebhaftes, auf Englisch geführtes Gespräch mitzuhören.

„Das war die größte Herausforderung meines Lebens“, bemerkte eine der beiden Frauen, während sie sich mit dem Rücken zu Nora auf einen Stuhl fallen ließ und dabei ihre dunkelbraunen, schulterlangen Haare zurückwarf. „Ganze hunderttausend Mal, und das, obwohl ich nun wirklich nicht die Sportlerin bin ...! Aber es hat sich gelohnt, es hat mich echt weitergebracht.“

Nora war sofort klar, dass sie von den hunderttausend Niederwerfungen redete, die in einigen Richtungen des tibetischen Buddhismus von Neubekehrten verlangt wurden, bevor sie mit der „richtigen“ Meditation anfangen durften.

„Und es waren wirklich genau hunderttausend? Wie zählt man das eigentlich?“, fragte der schwarzhaarige Mann, der gegenüber der Sprecherin saß, mit leichtem Akzent – indischem oder doch eher mediterranem? Nora war sich nicht sicher. Seine Kleidung ließ allerdings einen Inder vermuten. Er trug einen weit geschnittenen hellen Kurta aus Rohseide, ein langärmeliges, geknöpftes Hemd, das nach indischer Sitte lose über seine Hüften hing. Auf eine schwer zu beschreibende Weise wirkte er eleganter und reifer als der Rest der Gruppe, vielleicht aufgrund des leisen Ausdrucks von Ernst, fast Trauer, der sein bronzefarbenes Gesicht durchzog. Er war nicht eigentlich gut aussehend, strahlte aber eine innere Lebendigkeit aus, die anziehend wirkte, fand Nora.

„Es gibt dazu eine Zählvorrichtung an der Mala, der Gebetskette“, erklärte die Angesprochene. „Und wenn’s

ein wenig mehr wird, macht das auch nichts, dann entsteht eben mehr Segen.“

„Ich würde so was wohl kaum durchhalten“, meinte der untersetzte Mann, der sich zu ihrer Linken niedergelassen hatte. Er war in Jeans und ein kariertes Hemd gekleidet und hatte ein rundes Gesicht, aus dem freundliche braune Augen blickten. „Und ich wüsste auch nicht, wozu“, fuhr er fort, während er die auf dem Tisch liegende Speisekarte ergriff. „Religion mit Leistungsdruck, nee danke! Ich gehe zwar durchaus gern zu Veranstaltungen wie dieser hier, und ab und zu Meditation ist auch kein Problem, aber ...“

„Ob das nicht gerade der Sinn der Sache ist: gewohnte Überzeugungen infrage zu stellen, sich auf Dinge einzulassen, die man nicht mag oder als Blödsinn empfindet?“ Die leise, aber bestimmt gestellte Frage kam von dem gut aussehenden Mann mit dunkelblondem Pferdeschwanz und indischen Baumwollhosen auf der rechten Tischseite und trug ihm einen still bewundernden Blick von der schlanken blonden Frau ein, die zwischen ihm und dem Mann im Kurta saß.

Aha!, dachte Nora. Mir wäre er allerdings zu selbstsicher, um nicht zu sagen, eingebildet ...

Der braunhaarigen Frau am Nachbartisch schien es ähnlich zu gehen, denn sie stieß einen gelangweilten Seufzer aus und studierte die Speisekarte. „Momos mit Hühnerfleisch. Wunderbar, das ist jetzt genau das Richtige für mich nach dem anstrengenden Vormittag. Wer hat noch Lust darauf? Günter, du?“, wandte sich an den untersetzten Mann zu ihrer Linken.

Der Angesprochene nickte zustimmend: „Ja, für mich auch. Übrigens, Fernando, du solltest in diesem Restaurant unbedingt mal die Thugpa probieren, die ist hier einfach köstlich.“ Sein rundes, freundliches Gesicht war dem Mann im hellen Kurta zugewandt.

„Was ist Thugpa?“, erkundigte sich die blonde Frau.

„Tibetische Nudelsuppe mit Gemüse und eventuell auch Fleisch“, erklärte Günter. „Hier in diesem Restaurant machen sie sie besonders gut, finde ich.“

„Ich verstehe nicht, dass ihr als Buddhisten immer noch Fleisch essen mögt“, räsionierte der Pferdeschwanz mit seiner irritierend leisen Stimme. „Wie könnt ihr das mit eurem Gewissen vereinbaren?“

„Ach, Hugh, jetzt hör auf zu predigen!“ Der gereizte Ton in der Stimme der Braunhaarigen war unüberhörbar. „Wenn du mir jetzt auch noch erklären kannst, warum die meisten Lamas Fleisch essen und wie sie unter den extremen Bedingungen in Tibet sonst überlebt hätten ... Bitte, bitte, lass jeden selbst entscheiden und mach uns keine Vorschriften.“

„Also, zweimal Momos mit Hühnerfleisch für Claudia und mich, Thugpa für Fernando: mit oder ohne Fleisch, Fernando? Und Hugh und Sarah, was mögt ihr?“ Günter beeilte sich, den peinlichen Augenblick zu überspielen, indem er die Wünsche aller zusammenfasste und an den tibetischen Kellner weitergab, der gerade herangekommen war.

Nora hatte mit einer gewissen Genugtuung beobachtet, dass Fernando sich um die Meinung des Pferdeschwanzes nicht gekümmert und Thugpa mit Fleisch bestellt hatte. Sie selbst konnte wenig Sympathie für die Bigotterie typischer Konvertiten aufbringen, die sich als Experten ihrer neuangenenommenen Religion aufspielten und dazu tendierten, andere unter moralischen Druck zu setzen. Manche von ihnen waren sich vielleicht einfach ihres neuen Glaubens noch nicht sicher genug, um die Gelassenheit der Asiaten an den Tag zu legen und jeden Menschen so zu nehmen, wie er war.

Noras Aufmerksamkeit wurde erneut von der Gruppe am Nachbartisch in Anspruch genommen. Die vier Jünge-

ren diskutierten lebhaft über Details der Dalai-Lama-Rede. Nur Fernando saß ruhig und scheinbar unbeteiligt dabei, und Nora hatte plötzlich den Eindruck, dass er sie, durch die Streitenden hindurch, aufmerksam musterte.

\* \* \*

Nora durchquerte die Lobby ihres Hotels und trat an die Rezeption, um ihren Zimmerschlüssel entgegenzunehmen, den der aufmerksame Empfangschef bereits in der Hand hielt.

„Hallo“, sagte jemand neben ihr. Sie wandte den Kopf und strich sich die hellbraunen Haare aus dem Gesicht. Es war Fernando. Sein ernstes Gesicht war von einem anziehenden Lächeln aufgehell.

„Oh, hallo!“, erwiderte sie.

„Ich sah Sie vorhin im Gartenrestaurant am Nachbarstisch, waren Sie auch beim Dalai Lama?“, wollte er wissen.

„Ja, war ich. Es war interessant, nicht wahr?“ Nora steckte ihren Zimmerschlüssel ein.

„Stimmt. Wenn auch die meisten Leute, die hier herumlaufen, es enthusiastischer ausgedrückt hätten: erhehend, fantastisch, großartig ...“

Sie lachte. „Sie gehören zu den Kritikern des Dalai Lama?“

„Nein, das eigentlich nicht, er selbst ist schon ganz in Ordnung. Ich glaube, mich stört eher der Personenkult um ihn. Für manche seiner westlichen Verehrer ist er ja geradezu ein Gott. Und dabei wissen sie fast nichts über ihn und noch weniger über sein Land und sein Anliegen. Viele himmeln ihn einfach nur an, weil alle anderen es auch tun, scheint mir.“

„Na ja, einige nehmen ihn tatsächlich wie einen Popstar wahr, das ist richtig. Aber ich denke schon, dass es auch ernsthafte Gründe für seine Popularität gibt: sein Eintreten für den Frieden, seine Glaubwürdigkeit –, das ist doch im-

merhin besser, als einem Osama Bin Laden auf den Leim zu gehen, oder? Die allermeisten Länder, die so Schreckliches erlebt haben wie Tibet ...“

„... besitzen jetzt Terrorgruppen und erleben jede Menge sinnlose Gewalt zusätzlich. Sie haben natürlich recht. Hören Sie“, er zögerte einen Augenblick, „würden Sie mir die Freude machen, eine Tasse Tee mit mir zu trinken? Ich habe das Bedürfnis, zur Abwechslung mal mit einem vernünftigen Menschen zu reden.“

„Danke für das Kompliment“, lächelte sie und unterdrückte die Frage, was er mit „vernünftig“ gemeint hatte.

„Gerne, ein Tee würde mir jetzt sehr guttun.“

Beide ließen sich in den bequemen Sesseln der Hotellobby nieder, nachdem er an der Rezeption eine Bestellung aufgegeben hatte.

„Sie kommen aus Deutschland?“, fragte er.

„Ja, kann man das denn so deutlich hören?“ Sie war überrascht.

„Nun, ich habe einige Jahre in der Tourismusbranche gearbeitet. Da bekommt man ein Gespür für verschiedene Akzente.“ Er überreichte ihr eine Visitenkarte. Sie las: *Dr. Fernando Soares, Amitabh Publications, New Delhi.*

„Und was genau haben Sie im Tourismus gemacht?“

„Führungen für Reisegruppen. Vor allem für Studienreisen, also diejenigen, die es ganz genau wissen wollen. Gruppen aus Deutschland, Großbritannien, Frankreich, Italien ... Ich habe die Gruppen in Delhi in Empfang genommen und dann einige Wochen lang begleitet. In Indien ist es Ausländern ja verboten, Gruppen allein zu führen, daher muss ohnehin immer ein indischer Reiseführer dabei sein.“

„Sie sind Inder? Mit Ihrem Namen hätten Sie auch aus Portugal oder Brasilien kommen können.“

Er lachte und strich sich mit der Hand über das blauschwarze Haar. „Ich stamme aus Goa. Die portugiesischen Vorfahren kann ich Ihnen also durchaus bieten.“

Sie stimmte in sein Lachen ein. „Entschuldigen Sie, es war nicht abwertend gemeint. Warum sind Sie nicht mehr als Reiseführer tätig?“

„Ein paar Jahre hat es mir Freude gemacht, Fremden mein Land zu zeigen. Aber irgendwann hatte ich keine Lust mehr, mit anspruchsvollen, manchmal auch ziemlich unhöflichen Europäern durch die Gegend zu ziehen. Jetzt arbeite ich in einem Verlag. Das ist entschieden ruhiger. Darf ich fragen, in welcher Branche Sie tätig sind?“

„Ich bin Wissenschaftlerin, Indologin. Im Moment erforsche ich den buddhistischen Reliquienkult.“ Nun war es an ihr, ihm eine Visitenkarte zu überreichen, die sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Südasieninstitut in Heidelberg auswies.

„Reliquien? Interessant! Geht es um die des Buddha oder die von buddhistischen Heiligen?“

Sie war überrascht, dass er sich in der Materie offenbar sofort zurecht fand. „Eigentlich beides, aber vor allem die des Buddha“, entgegnete sie. „Ich schreibe eine Geschichte der Reliquien und ihres Kultes. Im Moment bin ich dabei, Orte in Indien aufzusuchen, die mit den Reliquien verbunden waren oder sind.“

„Gibt es denn dort heute noch welche?“

„Reliquien, meinen Sie? In vielen Fällen wissen wir das nicht so genau. Immerhin hat der Buddha vor ungefähr zweieinhalbtausend Jahren gelebt. Entsprechend alt sind seine Reliquien, und da er nach dem Tod verbrannt wurde, ist es von Anfang an auch nur eine ziemlich kleine Menge gewesen. Noch dazu hat man die Aschen- und Knochenreste auf sehr

viele Stellen verteilt, so dass die Portionen winzig klein waren und entsprechend leicht verloren gegangen sein können.“

„Und wenn man welche gefunden hat? Wie hat man sie eigentlich erkannt?“

„Sie waren in kleinen, beschrifteten Urnen enthalten.“

„Was geschah dann mit ihnen?“

„In der Neuzeit wurden sie in Museen gebracht. Oder anderswo bestattet, wo sie vor Grabräubern sicher waren. Einige sind auch in andere buddhistische Länder verschenkt worden, zum Beispiel nach Thailand, Myanmar und Sri Lanka.“

„Und nach Tibet, oder?“

„Tibet? Nein, dorthin nicht, so weit ich weiß.“

„Ist dem Dalai Lama nicht mal eine Buddha-Reliquie überreicht worden? Mir ist so, als hätte ich davon gehört oder gelesen. Aber wo?“ Er zog sein Gesicht in nachdenkliche Falten.

„Hat er sie in Indien bekommen? Davon habe ich noch nie gehört.“

Er schüttelte den Kopf. „Nein, ich glaube in Indien nicht, sondern in Tibet. Ich habe mal Fotos davon gesehen. Es fällt mir bestimmt noch ein, und dann informiere ich Sie.“

„Das wäre sehr freundlich von Ihnen. Sie haben ja meine Karte.“ Sie leerte ihre Teetasse und erhob sich. „Es war nett, mit Ihnen zu plaudern. Und vielen Dank für diesen interessanten Hinweis. Ich werde auf jeden Fall versuchen, ihm nachzugehen.“

„Bleiben Sie noch länger in Bodh Gaya?“, wollte er wissen.

„Nur noch bis zum Ende der Dalai-Lama-Belehrungen. Ich reise übermorgen weiter. Rajgir, Vaishali ...“

„Ach ja, die anderen Reliquienorte. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg!“

„Danke, auch Ihnen alles Gute.“ Sie nickte ihm freundlich zu und wandte sich zur Treppe. Er sah ihr einen Augenblick lang sinnend hinterher.

\* \* \*

Die Sonne war untergegangen. Der Mahabodhi-Tempel mit seinem hohen, sich nach oben verjüngenden Turm wurde von Lampen angestrahlt, und durch die alten Bäume des Parks waren wie Perlenschnüre Lichterketten gezogen. Als es ganz dunkel war, begann aus dem Obergeschoss des Tempels eintöniger Gesang. Buddhistische Rezitationen erklangen, eine halbe Stunde lang auf Pali, der heiligen Sprache des südostasiatischen Theravada-Buddhismus, danach ebenso lange auf Tibetisch. In den unterschiedlich gefärbten und akzentuierten Gesängen offenbarte sich der ganze Reichtum der asiatischen Traditionen des Buddhismus.

Unablässig zogen die indischen, tibetischen und westlichen Pilger ihre Bahnen um den Tempel, Gebete murmelnd, Gebetsketten und Gebetsmühlen bewegend, sich den heiligen Ort mit den Füßen einverleibend. Man sah nicht mehr von ihnen als die Silhouetten in der Dunkelheit.

\* \* \*

Nora fand einen Zettel, der unbemerkt unter ihrer Zimmertür hindurchgeschoben worden war. Sie las die handschriftliche Notiz:

*Liebe Ms. Nora, ich weiß jetzt, wo der Vorgang, der Sie interessiert, stattgefunden hat. Ich bin zwischen acht und neun Uhr im Hotelrestaurant. Wenn Sie mögen, kommen Sie doch vorbei!*

*Freundlichen Gruß Ihr Fernando Soares*